

Anneliese Mayer

Liebe Anneliese, wir sind heute zu einem Zeitzeugeninterview zusammengekommen, um über dein Leben und deine Weg zu einem selbstbestimmten Leben zu sprechen. Wo und wann bist du geboren und wo bist aufgewachsen?

Ich bin 1957 in Ichenhausen geboren. Aufgewachsen bin ich in dem kleinen Dorf Ebersbach in Bayern, in der Nähe von Neu-Ulm.

Biografisches

Wie hast du deine Kindheit erlebt?

Meine Eltern hatten einen kleinen Bauernhof. Ich bin Einzelkind, aber die Großeltern waren noch da. Ich hatte viel Kontakt zu den Kindern im Dorf. Damals konnte man noch auf der Straße spielen. Ich habe vorwiegend mit den Mädchen aus der Nachbarschaft gespielt. Ich konnte erst sehr spät laufen. Meine Mutter hat immer erzählt, dass ich erst durch die Krankengymnastik, die dann mit mir gemacht wurde, so mit vier, fünf Jahren richtig sicher laufen konnte. Meine Mutter ist immer mit dem Zug mit mir zur Krankengymnastik nach Augsburg gefahren. Ich kann mich noch erinnern, dass ich zwei Mal in der Klinik in Augsburg war, es war entsetzlich für mich. Ich vermisste mein Zuhause, und ich fühlte mich allein, insbesondere wenn die Schwestern mit der Spritze kamen. Ich hatte dann solche Angst. Ein Erlebnis ist mir besonders in Erinnerung: Ich hatte eine kleine Puppe, die wie Rotkäppchen angezogen war. Die musste ich aus der Hand legen, als bei mir Fieber gemessen werden sollte. Ohne meine Puppe wurde ich unruhig und zappelig, so dass das Fieberthermometer runterfiel und kaputt ging. Danach war die Puppe verschwunden. Das war sehr schmerzlich für mich. Seitdem habe ich eine Aversion gegen Krankenschwestern, ebenso gegen Sprüche wie „Stell dich nicht so an, das ist doch nicht so schlimm.“ Gerade in den Krankengymnastikbehandlungen wurden verschiedene Methoden bei mir ausprobiert. Und dann kam all zu oft die Aussage: „Stell dich nicht so an.“ Diese Erinnerungen verfolgen mich heute noch. Die Zeit, die ich in Krankenhäusern verbracht habe, war faktisch betrachtet sehr kurz, aber in meiner Erinnerung waren es Monate.

Mit welcher Behinderung lebst du?

Ich habe seit meiner Geburt eine spastische Lähmung. Meine Mutter hatte ein sehr enges Becken, wollte zu Hause gebären, aber das ging nicht. Dann ist sie schließlich in die Klinik gefahren worden und dort haben sie mich dann rausgeholt. Ich kam dann mit Sauerstoffmangel auf die Welt und war blau angelaufen, so wurde mir berichtet. Die Ärzte haben erst sehr spät festgestellt, was ich hatte. Zuerst lautete die Diagnose „Englische Krankheit“, also Rachitis. Aber das ist bei Bauernkindern eigentlich sehr unwahrscheinlich. Meine Mutter hat mir immer erzählt, dass es schwer gewesen sei, mich zu stillen. Ich denke mir heute, dass wohl das Saugen für mich sehr schwierig war, weil die Spastik auch den Saugreflex, die Saugmuskeln behindert. Deshalb konnte ich

wenig Milch aufnehmen und habe dann immer geweint. Meine Kindheit war geprägt durch die sehr enge Beziehung zu meiner Mutter und zu den Großeltern sowie durch die Abwehr gegen meinen Vater, der sehr cholerisch war und – so empfinde ich es heute - ein schwacher Mann. Bei jedem Anlass hat er sofort angefangen zu toben und zu schreien. Ich kann mich noch an einen Sonntagsspaziergang im Wald erinnern. Er hat mir die Vögel und die Bäume erklärt. Wir sind unter einem Stacheldraht durchgekrochen, und ich bin mit meinem Anorak hängengeblieben. Da war es mit der ganzen friedlichen Stimmung vorbei, weil er nur noch tobte. Mit Verletzungen oder mit Schwächen konnte er nicht umgehen. Und ich kann mich auch später noch erinnern, als ich dann politisch aktiv war und mit den außerparlamentarischen Bewegungen sympathisierte kamen von ihm Sprüche wie: „Unter Hitler hätte es das nicht gegeben'.

Wie bist du den cholerischen Anfällen deines Vaters umgegangen? Und welche Gefühle hatte dein Vater in dir ausgelöst?

Ich denke, dass ich ambivalent war. Es gab ja auch die schönen Momente mit ihm. Aber bei seinen cholerischen Anfällen zog ich mich total zurück.

Wie hast du das Leben im Dorf, die Gemeinschaft mit den anderen Kindern erlebt?

Mit den Mädchen war es unproblematisch. Wir haben zusammen gespielt. Beim Gummitwist z.B. war ich diejenige, die das Gummiband mit den Beinen hielt. Ich konnte auch Ball spielen oder Schlittenfahren. Mit den Jungen war es heikler, die haben immer versucht meine Schwächen auszunutzen. Gegen sie musste ich mich wehren. Aber was ich gut fand, war, dass meine Mutter mich nicht großartig beschützte, wenn ich heulend heimkam, weil mich die Jungs wieder mit Schneebällen beworfen hatten. Sie sagte dann: „Du musst dich verteidigen lernen.“

Man erkannte ziemlich bald, dass ich in der Schule sehr gut war. Nur in den ersten Schuljahren hatte ich eine Lehrerin, die mich nicht haben wollte - sie wollte, dass ich in ein Heim für geistig Behinderte komme. Sie dachte: Das Kind macht komische Bewegungen, also ist es geistig behindert. Aber meine Mutter hat darauf bestanden, dass ich in eine Regelschule gehe. Mit dem Argument: „Auch wenn meine Tochter acht Mal die erste Klasse wiederholt, sie kommt nicht in ein Heim“ setzte sie sich durch. Im Nachhinein glaube ich, dass meine Großeltern vor allem durch die schlimmen Erfahrungen im Nationalsozialismus geprägt waren. Mein Großvater hatte damals erlebt, wie Menschen ausselektiert wurden. Er hatte mich schon sehr früh mit Konzentrationslagern und der Vernichtung von Menschen jüdischen Glaubens oder anderen Glaubens konfrontiert. Wir besuchten beide auch das Konzentrationslager in Dachau. Er zeigte mir alles. Ich denke, dass mein Großvater sensibilisiert war und deshalb war es klar, dass ich nicht in ein Heim kommen würde, das war mit dem Prädikat ‚gefährlich‘ besetzt.

Für meine Mutter war klar, dass ich in die Regelschule gehen werde. Ich blieb in der ersten Klasse sitzen, weil ich nie meine Schreiarbeiten fertig machte. Heute ist mir klar, dass ich langsamer geschrieben und die anderen Kinder unterdessen schon gespielt haben und dass ich eben mitspielen wollte. Dies wurde mir als Faulheit ausgelegt. Aber ab der dritten Klasse hatte ich dann Lehrer, die auf mich eingingen. In der neuen

Situation konnte ich mich dann entwickeln. Ich war nun eifrig dabei und konnte den anderen Kindern im Dorf Nachhilfeunterricht geben. Als ich zehn Jahre alt war, habe ich mit Nachhilfeunterricht mein erstes Geld verdient: zehn Pfennig. Ich denke, meine Kindheit war schon sehr schön, bis auf meinen ambivalenten Vater. Auf der einen Seite war er stolz auf mich, auf der anderen konnte er mit meiner Behinderung nicht umgehen.

Mit fünfzehn Jahren bin ich nach München ins Internat gekommen. Damals gab es auf dem Dorf noch keine Möglichkeit, eine weiterführende Schule zu besuchen. Ich ging zur Wirtschaftsrealschule in die Bayerische Landesschule für Körperbehinderte. Das war für mich in der Anfangszeit ein Schock, weil ich mich bis dahin nicht behindert gefühlt hatte – also behindert schon, aber doch zugehörig zu den anderen, den nichtbehinderten Kindern. Meine Behinderung war einfach ein Teil von mir, wie die braunen Haare oder die Mandelaugen und die meisten Menschen im Dorf konnten damit umgehen. Im Internat waren plötzlich nur noch behinderte Kinder und Jugendliche. Das gab mir das Gefühl ausgesondert zu sein, ich fühlte mich wie in einem Ghetto. Ich war damals noch ein richtiges Mama-Kind. Ich erinnere mich noch, wie beim Abendessen mir die Tränen über meine Wangen kullerten vor Heimweh. Die anderen Mädchen fingen an mich zu verspotten: 'Ich soll aufpassen, dass der See nicht überläuft'. Ich musste einen Weg finden diese Zeit zu überstehen, und so zog ich mich in die innere Emigration zurück. Aber - schulisch war ich wieder die Beste.

Der selbstbestimmte Bildungsweg

Mit der Zeit fand ich doch noch Freundinnen. Nach drei Jahren hieß es plötzlich: „Du kommst wieder nach Hause.“ Meine Antwort war deutlich: „Nein, ich komme ich nicht nach Hause zurück und werde meinen eigenen Weg gehen.“ Das war mein erster Schritt in die Selbstbestimmung. Ich machte mein Fachabitur als Externe in der Pfennigparade. Meine Mutter hatte sich vorgestellt, dass ich eine Banklehre machen würde, aber ich sträubte mich dagegen. Ich wollte unbedingt Bibliothekarin werden, habe deshalb das Dolmetscherinstitut besucht, um eine zweite Fremdsprache zu lernen. Die Prüfung an der Staatsbibliothek habe ich dann doch nicht geschafft, Mein anschließendes Ziel war dann, Germanistik zu studieren. Dazu brauchte ich erst mal die Allgemeine Hochschulreife. Ich hatte die Absicht, erst mal die Fachoberschule zu besuchen. Meine Eltern wollten jedoch den BAföG-Antrag nicht unterschreiben.

Von daher begann ich 1978 in dem Verlag einer befreundeten Deutschlehrerin als Bürokräft zu jobben.

Nach der Beendigung meines Sozialpädagogikstudiums kam es dann doch anders: Mir wurde eine Arbeitsstelle bei der Arbeitsgemeinschaft sozialpolitischer Arbeitskreise (AG SPAK) angeboten wurde.

Das UNO – Jahr der Behinderten - ein persönlicher Wendepunkt

Dazu gab es eine Vorgeschichte: Zur AG SPAK war ich gekommen, weil wir 1981 das Krüppeltribunal veranstaltet hatten. Seit Ende der 1970er Jahre organisierte ich in einem kleinen Verein für Behinderte und Nichtbehinderte in München – er hieß WIR - Freizeitaktivitäten und Veranstaltungen mit. 1981 war ja das „UNO-Jahr der Behinderten“, das im Januar mit der Bühnenbesetzung begann. Da waren ja Leute wie Franz Christoph, Theresia Degener, Gusti Steiner und Horst Frehe dabei. Soweit ich mich erinnere, kam es kurz danach zu einer Spaltung zwischen den behinderten Aktivisten und Aktivistinnen, die mit Nichtbehinderten zusammenarbeiten wollten und den Krüppelgruppen. Die Ersteren richteten dann auch das Krüppeltribunal aus. Unsere Münchner Gruppe hatte sich das Thema „Menschenrechtsverletzungen in Heimen“ vorgenommen. Dazu recherchierten wir und berichteten auf dem Krüppeltribunal, z.B. wie die Lebenssituation in Heimen damals war.

Die Trennung zwischen den Krüppelgruppen und den sog. Initiativgruppen bestand etwa fünf Jahren und danach kamen sie wieder zusammen im „Forum der Krüppel- und Behinderteninitiativen“. Ich war bei den Initiativgruppen dabei. Wir haben Publikationen herausgegeben und Aktionen geplant, zum Beispiel gegen den öffentlichen Nahverkehr. Während meines Studiums hatte ich bei der AG SPAK ein Praktikum gemacht, und so wurde für mich dort eine Stelle geschaffen. Sechs oder sieben Jahre lang habe ich Treffen und Veranstaltungen organisiert, Publikationen mit betreut und war praktisch die Koordinatorin.

Welche Aktionen aus dieser Zeit sind dir noch besonders präsent?

Besonders war für mich auf jeden Fall das „UNO-Jahr der Behinderten“ Das ging schon mit der Bühnenbesetzung los, im Januar 1981. Da habe ich zum ersten Mal miterlebt, wie behinderte Menschen ihre eigenen Interessen deutlich äußern und aufzeigen, mit welchen Diskriminierungen sie tagtäglich zu tun haben. Beim Krüppeltribunal war dann klar, dass viele eine Karriere in Sondereinrichtungen hinter sich hatten und die ganzen Menschenrechtsverletzungen, die sie erleben mussten, nun offenlegen konnten. Auch diese Pseudo-Freundlichkeit der Nichtbehinderten wurde thematisiert. Das hat mich alles sehr beeindruckt. Es wurde ja immer klarer: Wir müssen gegen die stattfindenden Diskriminierungen etwas Neues entwickeln, um uns als wertvolle Menschen fühlen zu können.

Thema: Gewalterfahrungen behinderter Frauen und Mädchen

Frauen, die Gewalterfahrung gemacht hatten und berühmte behinderte Künstlerinnen kamen in den 1980er Jahren auch in das Zentrum deines Interesses. Wie kam es dazu?

Für mich war Gewalt gegen behinderte Frauen auch persönlich ein wichtiges Thema. Die Gewalt, die ich meiner Kindheit durch Ärzte oder Therapeuten erlebt habe oder auch durch meinen Vater, hat mich sehr geprägt. Ich musste als Kind auch immer fast nackt, nur mit Unterhose, vor den Ärzten auf- und ablaufen. Das ist für mich etwas Entwürdigendes gewesen, wie die Experten damals über mich geredet haben, u.a. über

mein Gangbild. Im Heim gab es die strikte Trennung von Mädchen und Jungen. Ich erhielt gleich zu Beginn die subtilen Hinweise, dass ich mich nicht mit einem Jungen anfreunden darf. Ich habe dort mitbekommen, wie ein Mädchen von siebzehn Jahren sich einem Jungen im selben Alter, der im Rollstuhl saß, auf den Schoß gesetzt hat – etwas, was wir heute als völlig unproblematisch empfinden würden. Aber das Mädchen wurde damals aus dem Heim verwiesen. Das war für mich sehr prägend, dass auch nur Berührungen zwischen Mädchen und Jungen im Heim ein Tabuthema waren. Wir haben uns aber trotzdem nachts unten im Keller getroffen. Solche Dinge haben mich immer wieder daran erinnert, dass Behinderung oder die Festlegung auf Behinderung vieles beinhaltet, was dann nicht mehr normal ist. Was nichtbehinderte Jugendliche selbstverständlich machen dürfen, dürfen behinderte Jugendliche, vor allem Mädchen, noch lange nicht machen. Die Generation nach mir hatte dann schon mehr Freiräume.

Thema: Portraits berühmter behinderter Frauen

Irgendwann kam mir dann die Idee, mich mit berühmten behinderten Frauen zu beschäftigen. Bei meiner Recherche ist mir aufgefallen, wie unterschiedlich in den verschiedenen Jahrzehnten und Jahrhunderten Frauen mit ihrer Behinderung umgegangen sind. Mich fasziniert zunehmend die Zeit des 19. Jahrhunderts mit Frauen wie Margarete Steiff, der Dichterin Elizabeth Barrett Browning und anderen. Ich merke, dass das auch eine persönliche Auseinandersetzung ist, weil die Frauen damals auch erst einmal aus ihren Korsetts herausgekommen sind und versucht haben, ein eigenes Leben ohne Zwänge zu gestalten.

Sind deine Publikationen durch Eigenengagement entstanden oder gingen sie aus einem Projekt hervor?

Hauptsächlich durch meine eigenes Engagement. Es sind ja in den letzten Jahren vorwiegend Einzelschilderungen, die ich in der WeiberZEIT (Zeitung des Weibernetz e.V.) veröffentlicht habe. Eigentlich wurde mir immer nahegelegt, ein weiteres Buch daraus zu machen, aber da habe ich, glaube ich, zu große Ansprüche an die Gestaltung. Das erste Buch war ja gemeinsam mit Hedwig Kaster-Bieker „Berühmt-beliebt-behindert.“

Und wie kam es zu deinem Engagement für fib e.V.

Ich habe 1992 in München meine Zelte abgebrochen und bin hierher nach Marburg gekommen. Da wurde mir bald eine Stelle beim ambulanten Dienst des fib angeboten. Dort habe ich mich praktisch als Sozialarbeiterin betätigt. Ich bin vor kurzem freiwillig ausgestiegen. Der ambulante Dienst ist so groß geworden, die Bürokratie so übermächtig, es gibt kaum noch Handlungsspielraum. Es ist auch immer schwieriger geworden, für Menschen mit körperlichen Einschränkungen Assistentinnen und Assistenten zu finden. Von daher habe ich mich dazu entschlossen, erst einmal Pause zu machen.

Bewusstsein für Diskriminierung schärfen

Du engagierst Dich als Lehrbeauftragte an der Ev. Hochschule in Darmstadt. Welche Themen diskutierst du mit Studierenden?

Ja, ich bin seit zwei Jahren an der Evangelischen Hochschule Darmstadt, Außenstelle Treysa/Hephata tätig. Ich unterrichte Studierende des Studiengangs Soziale Arbeit, die später in unterschiedlichen Bereichen arbeiten wollen. Mir ist wichtig, dass Themen wie Diskriminierung oder Selbstbestimmung behinderter Menschen vorkommen. Da merke ich dann schon, dass die Studierenden anfangs noch voller Vorbehalte auch mir gegenüber sind und sich die Sache erst langsam entwickeln muss.

Wie ist dein Zugang zu den Studierenden? Wie sprichst du sie an? Mit welcher Haltung gewinnst du sie?

Ich erzähle den Studierenden natürlich sehr viel von der Geschichte und den Aktionen der Behindertenbewegung. Im letzten Semester war ich mit ihnen beim Frauennotruf und war erstaunt, als sie mir sagten, sie hätten gar nicht gewusst, dass es so etwas gibt. Der Frauennotruf hier in Marburg hat das Projekt „Suse sicher und selbstbestimmt“, das sich vorwiegend an Frauen mit kognitiven oder körperlichen Einschränkungen wendet, aufgebaut. Ich glaube, bei den Studierenden gibt es im Themenbereich Frauen und Behinderung noch einige Erkenntnislücken.

Wo beginnt aus deiner Sicht die Gewalt gegen Frauen in unserer Gesellschaft speziell gegen behinderte Frauen?

Ich denke, dass mehrere Faktoren betrachtet werden müssen. Da ist zunächst einmal das Bild von behinderten Frauen, das gemäß dem Buchtitel „Geschlecht: behindert, besonderes Merkmal: Frau“ aufzeigt, dass Frauen mit Behinderung als Neutrum wahrgenommen werden. Ein weiterer Punkt sind die Toiletten: Es gibt eine für Männer, eine für Frauen und eine für Behinderte. Ich erinnere mich noch, dass ich Ende der 1990er Jahre einmal in Schottland war, dort gab es öffentliche Toiletten für Männer, für behinderte Männer, und daneben für Frauen und für behinderte Frauen. In Norwegen war es genauso. An solchen einfachen Punkten wird deutlich, wie Menschen als geschlechtslos stigmatisiert werden.

Wenn ich im Radio Berichte höre über Frauenthemen, dann würde ich mir wünschen, dass in der Sendung zwischendurch auch einmal gefragt wird, was das Thema für Frauen mit Beeinträchtigungen bedeutet oder für Frauen, die aus einem anderen Kulturkreis kommen. Eine solche Breite würde ich mir wünschen.

Gemeinsam für Selbstbestimmung kämpfen

Wer oder was gibt dir Kraft, um immer wieder für deine Selbstbestimmung zu kämpfen?

Mir geben vor allem Menschen Kraft, die mich ernst genommen haben, mich motiviert haben, vorwärts zu gehen, Grenzen zu überschreiten. Es gab Freundinnen, die mir Mut gemacht haben, als ich damals in München eine eigene Wohnung anmieten wollte: „Das schaffst du“ – während die Verwandtschaft gesagt hat: „Du wirst nach ein paar Tagen heulend zurückkommen.“

Was liebt Anneliese Mayer?

Meine Katze Mimmi. Mein Leben liebe ich. Für mich ist dieses Leben das einzige, das ich habe und das sehr, sehr wertvoll ist, das ich beschützen muss. Das ist das Wichtigste für mich. Auch wenn ich manchmal niedergeschlagen bin und mutlos, dann sage ich mir immer: Das ist das Wichtigste im Leben, dass du das Leben hast.

Wie entspannst du dich?

Mich entspannen einfache Dinge, z.B. In Urlaub fahren, auf dem Liegestuhl sitzen und lesen, mich mit Freunden verabreden, Spieleabende.

Wenn du dir drei Dinge aussuchen könntest, die du noch erleben wolltest in diesem Leben, welche wären das?

Auf jeden Fall wünsche ich mir, dass ich noch sehr lange gehen kann. Gehen ist für mich sehr wichtig, weil ich dabei wirklich das Gefühl habe, frei zu sein. Ich glaube, es wäre für mich schon erst einmal sehr einschränkend, im Rollstuhl zu sitzen. Aber ich würde mich auch damit arrangieren. Was ich mir noch wünsche ist, dass die Bahn behindertenfreundlicher wird. Schon der Einstieg in den Zug ist für mich furchtbar wegen der großen Lücke zwischen Zug und Bahnsteigkante. Ich kann mich nirgends festhalten, weil das Geländer im Zug drin ist. Ich muss dann immer Passanten bitten, mir die Hand zu reichen, weil ich mich einfach zu unsicher fühle, diese große Lücke allein zu überqueren. Vielleicht hätte ich das mit zwanzig noch probiert, aber heute ... Dabei habe ich immer das Gefühl, ich könnte ja allein einsteigen, wenn nur der Zug behindertenfreundlich wäre. Menschen, die blind sind, haben mir auch schon oft gesagt, dass der Einstieg für sie gefährlich ist.

Was erlebst du, wenn du reist, oder was ist für dich das Essentielle auf Reisen?

Die Menschen und die Kultur, die ich kennenlernen darf. Ich war viel mit 'Frauenreisen' unterwegs, das sind Reisen, bei denen die Gasthäuser oder Hotels von Frauen geführt werden. Man kann in den verschiedenen Ländern Frauen und ihren Alltag kennenlernen und Aktivitäten, die im Frauenbereich stattfinden auch wie das Essen zubereitet wird.

Gibt es noch ein Thema, das wir nicht berührt haben, du aber gern ansprechen

möchtest?

Was auch noch wichtig ist für mich, ist, in einer Stadt wie Marburg zu leben. Das ist eine kleine, übersichtliche Stadt mit trotzdem sehr vielen kulturellen Angeboten. Mir ist sehr wichtig, dass ich immer wieder rausgehen kann, ins Kino, ins Theater, auf Festival. In Marburg kann ich ins Café gehen, Freunde treffen, und wenn ich keine treffe, dann beobachte ich Menschen, fühle mich verbunden mit den Menschen und der Stadt und fühle mich nicht allein. Ich brauche diese Vielfalt in meinem Leben.

Herzlichen Dank für das Interview.